

Der Vorhang

Ich bin jung, sehr jung, vielleicht keine zehn Jahre alt. Ich liege in meinem Bett, trage nur meine hellrosa Unterhose. Mein Zeigefinger bewegt sich leicht in meinem Bauchnabel, mein linker Fuß hat sich unter die Bettdecke gegraben. Ich sehe aus dem geöffneten Fenster, sehe, wie die Nacht hinter den Bäumen liegt, wartet sich über den gesamten Himmel zu ziehen.

Mein Zimmer ist warm von dem Licht eines langen Sommertages. Ich spüre die sanfte Müdigkeit in mir von einem Tag voller Rennen, voller Spiele. Ich denke an meine Freunde, die jetzt bei ihren Eltern sind. Und ich denke an meine Eltern, spüre, wie meine Mutter das Haus ausfüllt, höre, wie sie sich im Erdgeschoss unter mir bewegt, wie sie die Reste unseres Abendessens versorgt. Ich warte darauf, ihre Schritte auf der Holzterrasse zu hören, warte darauf, wie sie meiner Tür näherkommt, klopft, eintritt und mir sagt, ich solle mich waschen, mir sagt, dass es Zeit sei, ins Bett zu gehen.

Doch höre ich stattdessen, wie sie beginnt, mit einer Freundin zu telefonieren, wie sie ihr sagt, dass es schon spät sei, mein Vater aber noch immer bei der Rektorin seiner Schule ist. Etwas Fremdes liegt dabei in ihrer Stimme.

Es treten zwei neue Sterne aus dem blauen Schwarz des Himmels, bevor ich mich aufsetze, mein blaues Kleid und meine Spielschuhe mit den Klettverschlüssen anziehe. Ich gehe die Treppe hinab, sehe meine Mutter vorsichtig von einem Winkel aus an, von dem sie mich nicht sieht. Anders als ihre Stimme sagt nichts auf ihrem Gesicht, dass sie besorgt ist. Sie, meine Mutter, ist ruhig, ist groß.

Ich werde ihr helfen, öffne langsam die Haustür, spüre, wie von jenseits der Bäume schon die Luft der Nacht herabfällt. Doch umfängt mich vor unserem Haus erst noch die Wärme des Tages, welche das Holz unserer Veranda tief in sich trägt. Die Türe schließt hinter mir. Die Worte meiner Mutter werden auf einmal fast stumm. Mich umgeben dafür die Laute zahlreicher Insekten und Vögel, die ebenso wie die Nacht zwischen den Bäumen leben. Ich beginne zu laufen.

Es sind zehn Häuserblöcke. Vielleicht auch neun oder elf. Ich renne nicht, doch werden meine Schritte mit der fallenden Nacht immer schneller. Ich kenne keine Einsamkeit. Keine richtige Einsamkeit. Einsamkeit ist, wenn meine

Freundinnen keine Zeit haben, mit mir zu spielen. Einsamkeit ist, wenn ich beim Fußballspielen als Letzte ausgewählt werde, oder wenn ich die Letzte bin, die nach der Schule von ihren Eltern abgeholt wird. Ich weiß noch nicht, dass wir alle immer einsam sind. Das Sterben ist etwas, das nicht in meiner Welt, sondern in der der Erwachsenen lebt. Noch habe ich nicht gelernt, dass auch ich einsam bin, dennoch habe ich meine Eltern, die mich vor der Welt schützen. Und ohne meine eigene Einsamkeit zu kennen, frage ich auch nicht, wer es ist, der meine Eltern schützt vor der ihren.

Hin und wieder überholt mich ein älteres Kind auf seinem Fahrrad oder es kommt mir jemand entgegen, der seinen Hund spazieren führt. Sonst bin ich allein mit der hereinbrechenden Nacht und ihren Geräuschen. Ich komme an Häusern vorbei, aus deren geöffneten Fenstern ich die Stimmen unserer Nachbarn höre. Ich denke an meine Eltern und wünsche, wir wären alle zusammen in unserem Wohnzimmer und die Nacht draußen, unendlich weit entfernt, anstatt überall auf mir – auf meinem Gesicht, meinen Armen, Beinen, meinen Schuhen. Ich beginne zu rennen.

Nach drei oder vier Häuserblöcken brennt es in meiner Brust und ich werde wieder langsamer. Beinahe bin ich da. Hinten sehe ich schon das Schulgebäude. Links von ihm liegt im tiefen Dunkel der Lehrerparkplatz, auf der anderen Seite ist das Haus der Rektorin, Frau Behring.

Als ich in den Lichtkegel der Tür trete, wird mein Atem langsamer. Ich warte, lasse meinen Brustkorb sich noch ein paar Mal heben, um sicher zu sein, dass ich mich beruhigt habe. Dann klinge ich.

Frau Behring hat ein freundliches Gesicht.

„Vera? Was machst Du denn hier?“

„Frau Behring, ich soll meinen Vater holen. Es ist ja schon spät.“

Ihre Hand liegt auf meiner Schulter. Auch wenn ihr Gesicht nicht sehr alt aussieht, so liegt unter der faltigen Haut ihres Handrückens doch eine Vielzahl brauner Flecken. Als ich auf sie sehe, zieht sich ihre Hand zurück.

„Vera, dein Vater und Frau Mohaupt waren vor vielleicht fünfzehn Minuten noch hier. Du hast ihn anscheinend einfach verpasst.“

Ich bin mir unsicher, was ich machen soll. Mein Vater hatte mehrere Male von seiner Kollegin gesprochen, doch kenne ich nur Frau Behring.

„Ich bin mir sicher, er wartet schon bei euch zu Hause. Sollen wir anrufen, damit er dich hier abholt?“

Ich schüttele meinen Kopf und wir verabschieden uns.

Ich laufe die ersten Schritte wieder auf demselben Weg zurück, den ich gekommen war, bleibe dann aber stehen, drehe mich um. Der Lehrerparkplatz liegt dunkel unter dem alten Schulgebäude, ich höre keine Autos, keine Menschen und trotz der vielen Bäume, die ihn umstehen, höre ich keine Vögel, keine Insekten. Es ist, als ob jemand einen Vorhang um ihn gelegt hätte, hinter den ich nicht sehen kann. Dunkelheit und Ruhe verdecken ihn. Eine Angst steigt in mir auf, die mich merkwürdig fesselt. Anstatt mich ihr zu entziehen, folge ich ihr.

Ich sehe auf das trübe Weiss meiner Schuhe, das fahl von dem dunklen Kies des Parkplatzes absticht. Die Steine knirschen unter den Schritten meiner Füße. Als ich inmitten der Dunkelheit stehen bleibe, höre ich nichts, nicht mich, nicht den leichten Wind, der in den schwarzen Baumkronen spielt, nicht das sich Bewegen der vielen Augen der Insekten und Tiere, die mich aus den Gebüsch ansehen.

Nahe der Schule steht ein Lieferwagen. Kurz bin ich mir nicht sicher, ob ich eine Bewegung sehe. Es ist dieselbe Angst, die mich zu dem Parkplatz gezogen hat, die mich nun zu dem Lieferwagen zieht. Ich gehe auf ihn zu, höre wieder meine Schritte. Auf halbem Weg fällt mir ein Schatten auf, den ich zuvor nicht erkannt hatte. Etwas merkwürdig Bekanntes geht von ihm aus und ich ändere meine Richtung. Ich weiß, dass ich mich bewege, doch höre ich nun nichts mehr.

Als ich kaum mehr zehn Schritte entfernt bin, zerfällt es auf einmal in einzelne Bruchstücke und ich bemerke, dass ich erkannt habe, was vor mir steht. Es ist das Auto meines Vaters. In ihm zwei Schatten.

Nach wie vor herrscht totale Stille, und ich merke nur dadurch, dass ich immer noch weiterlaufe, da den Schatten beginnen Arme, Beine, Köpfe zu entwachsen.

Ich bewege mich nicht mehr, stehe neben dem Fenster der Rückbank, auf der ich weiter hinten meinen Fußball erkenne. Der Vordersitz ist zurückgeklappt. Ich spüre, wie mein Herz schneller schlägt und meine Brust mit einer unangenehmen Wärme erfüllt. Vor mir hinter der Scheibe liegt das Gesicht einer Frau, auf ihr bewegt sich ein Schatten, der das Hemd meines Vaters trägt. Ich stehe still, merke, wie mir eine schwere Wärme aus der Brust in den Hals steigt. Ich habe Angst, weiß nicht, was ich tun werde, wenn sie meinen Kopf

erreicht. Es herrscht absolute Stille. Ich stehe neben der Tür unseres Autos und sehe auf das graue Gesicht einer Frau, die nicht meine Mutter ist.

Als ich die Wärme bereits in meinem Mund schmecke, weiß ich, dass etwas passieren wird. Dann sehe ich das Weiss ihrer Augen. Für den Bruchteil einer Sekunde sehen wir uns an. Dann ihr Schrei, der alles durchsticht. Der Schatten springt auf, stößt sich den Kopf. Wir sehen uns an. Sein Gesicht liegt im Dunkel hinter der Scheibe, doch kenne ich seine Augen. Auf einmal ist die Wärme überall in meinem Körper und ohne zu denken, beginne ich zu rennen.

Ich höre nur meinen Atem und das Knirschen der Kiesel unter meinen schnellen Schritten. Ich denke an mein Zimmer, mein Bett, die Bäume vor meinem Fenster und flehe, dass wenn ich unser Haus erreiche, dort meine Eltern auf mich warten. Ich verspreche ihnen nichts zu sagen – nichts von dem Schatten, von dem Parkplatz und nichts von dem Gesicht der Frau. Ich werde nur in ihre Arme fallen und die Tür hinter mir schließen und wissen, dass wir zusammen sind, alle drei, und die Nacht draußen ist, unendlich weit entfernt.